

Zeitschrift: Schweizer Spiegel

Herausgeber: Guggenbühl und Huber

Band: 27 (1951-1952)

Heft: 8

Artikel: Wie ich dazu kam den Ausbruch des Krieges in Korea mitzuerleben

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1071125>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Wie ich dazu kam den Ausbruch des Krieges in Korea mitzuerleben

VON * *

Zeichnungen von H. Stieger

ICH bin Korporal bei der amerikanischen Heerespolizei in Tokio. Das ist für einen Schweizer einigermaßen ungewöhnlich. Es brauchte denn auch mehr als eine unerwartete Wendung, um meinen Lebensweg gerade in dieser Richtung zu führen.

Geboren und aufgewachsen bin ich in Bern. Schon als Bub habe ich einen großen Teil meiner Freizeit in der Nähe des benachbarten Polizeipostens verbracht und war immer etwa dabei, wenn die Polizei irgendwo eingreifen mußte. Später machte ich dann auch die Rekrutenschule bei der Heerespolizei. Beruflich wandte ich mich zunächst dem Molkereifach zu.

Im Jahre 1945 fuhr ich zur Ergänzung meiner Ausbildung nach Schweden. Dort besuchte ich während anderthalb Jahren in Stockholm und Malmö weitere Fachschulen. Ich plante, meine Studien in Amerika fortzusetzen; als es jedoch mit dem Visum länger ging, als mir lieb war, entschloß ich mich, meinen Bruder aufzusuchen, der in Kolumbien als Farmer lebt. Von Südamerika aus hoffte ich schneller nach den USA zu kommen.

Leider erwies es sich in Kolumbien als unmöglich, auf meinem Beruf zu arbeiten. So schaffte ich mir einen Lastwagen an und er-

öffnete ein Transportunternehmen. Dieses bestand allerdings nur aus mir und zwei Kolumbianern als Hilfsarbeiter. Im Pendelverkehr fuhr ich mit Waren durch Urwälder, Flüsse, Sümpfe, über Berge und Hügel, vom Karibischen Meer zum Großen Ozean. Erst nach einem Jahr traf mein Visum für die USA ein, worauf ich per Schiff über das Karibische Meer nach Florida reiste. Dort kaufte ich, um mir das gelobte Land zunächst einmal gründlich anzusehen, einen guten Occasionswagen und fuhr kreuz und quer durch die Vereinigten Staaten.

Schließlich landete ich in San Diego (Kalifornien), wo ich in einem Molkereigeschäft Arbeit fand. Nach einiger Zeit stellte ich zu meiner Freude fest, daß ungefähr die Hälfte aller unserer Milchlieferanten ehemalige Schweizer Bauern waren. Meine Arbeit gefiel mir gut. Ich erhielt gleichviel Lohn wie die andern Molkereiarbeiter. Aber gerade das löste bei der Gewerkschaft Mißbehagen aus. Nach einem halben Jahr mußte ich mich entscheiden, ob ich bleiben und damit einen Konflikt mit der Gewerkschaft wagen wollte. Was war zu tun? Mein Bleiben hätte meinen Arbeitgeber in Schwierigkeiten gebracht. Das wäre mir unlieb gewesen, da ich mich mit ihm gut ver-

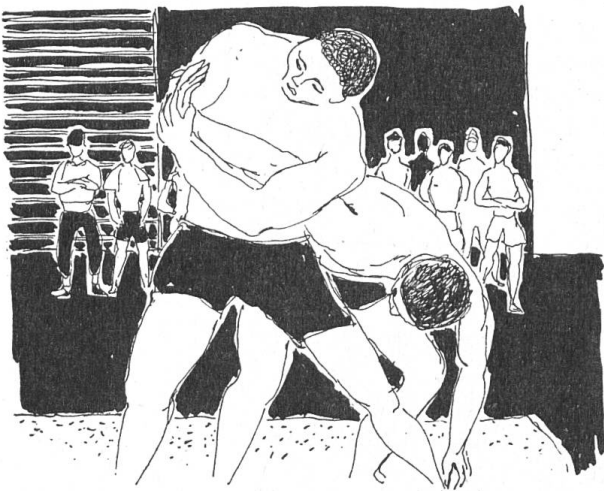
stand. Aber auch für mich befürchtete ich unangenehme Folgen. Ich hatte mich nämlich inzwischen für die Bewerbung um das amerikanische Bürgerrecht entschieden, und ein Konflikt mit der Gewerkschaft hätte sich ungünstig auswirken können. In dieser Lage faßte ich den Entschluß, mich zur Armee zu melden. Ein Stück Abenteuerlust mag dabei mitverantwortlich gewesen sein.

Zuerst wurde ich zur Ablegung einiger Prüfungen (Tests) aufgeboten. Die Antworten waren auf den Fragebogen zum Teil gleich mitgedruckt, man mußte nur das Passende unterstreichen. Es standen da recht merkwürdige Fragen, wie zum Beispiel:

«Was würden Sie lieber tun, Kartoffeln schälen oder unter einem schmutzigen Traktor liegend ein Rad auswechseln?»

Derlei Fragen schienen mir damals nicht unbedingt zu einer militärischen Prüfung zu gehören. Heute sehe ich ein, daß deren Beantwortung die richtige Einteilung der Rekruten erleichtert. Selbstverständlich umfaßte die Prüfung auch das allgemeine Schulwissen und Fremdsprachen.

Amerikanische Rekruten haben es in den USA nicht leichter als bei uns



Im Oktober 1948 erhielt ich das Aufgebot zur Rekrutenschule. Der Waffenplatz lag in der Nähe von San Francisco. Es fiel mir auf, wie gründlich die ärztliche Untersuchung war, viel gründlicher als bei uns. Eine verhältnismäßig große Zahl der Rekrutenanwärter wurde ausgeschieden. Anschließend folgten wieder Prü-

fungen auf allen erdenklichen Gebieten, darunter solche psychotechnischer Natur, die mich wie Spielereien anmuteten. Schließlich mußte jeder Rekrutenanwärter bei einem psychologischen Experten vorsprechen und diesem die Waffengattung nennen, bei der er eingeteilt werden wollte. Der Experte entschied dann an Hand der Prüfungsbogen, ob der geäußerte Wunsch der Eignung des Rekruten entspreche. Wie man auch den Wert solcher Prüfungen im einzelnen einschätzt, sicher ist, daß auf diese Weise geeignetere Leute zu den verschiedenen Waffengattungen kommen. Die amerikanische Armee läßt sich aber auch die Ausbildung von Spezialisten etwas kosten. So wurde zum Beispiel einer meiner Freunde, der sich zur Radartruppe meldete, während dreier Jahre mit einer Besoldung wie im Zivile zum Radiotechniker ausgebildet.

Die militärische Grundschule besteht in einer infanteristischen Ausbildung von 15 Wochen. Die körperlichen Anforderungen sind eher strenger als bei uns. Die theoretische Ausbildung scheint mir durch die Verwendung von lehrreichen Filmen aus allen einschlägigen Gebieten zweckentsprechender als in der Schweiz. Übrigens stehen die amerikanischen Unteroffiziere den eidgenössischen im Brüllen absolut nicht nach, und die Beachtung der Zimmerordnung wird mindestens so streng gehandhabt wie bei uns. Namentlich die Betten mußten stets tipptopp gemacht sein. Wehe, wenn einer entdeckt wurde, dessen Leintücher nicht wie mit einer Feder angespannt waren! Hingegen kommt es in Amerika nicht wie bei uns vor, daß ein Offizier mit Handschuhen einen Ausrüstungsgegenstand betastet und an kritischen Stellen grubelt, bis er irgendwo ein Stäubchen findet.

Unter Berücksichtigung meiner bereits in der Schweiz absolvierten Rekrutenschule wurde ich bei den Drillübungen offensichtlich geschont und jeweils zum Kartoffelschälen und ähnlichen Vergnügungen abkommandiert.

Ein hawaiischer Offizier erteilte uns Unterricht im Judo-Kampfsport. Das war so ungefähr das Perfideste der Rekrutenschule. Der Unterricht bestand in den ersten acht Tagen so ziemlich nur darin, daß der Instruktor uns der Reihe nach so brutal wie nur möglich auf den Boden schmettete. Mir tun heute noch

in der Erinnerung daran alle Knochen weh. Ich habe aber später in Japan bald erfahren, daß wir trotz unserer Schulung im Judo-Kampfsport diesen auch nicht annähernd so gut beherrschen wie die Japaner, die in diesen Sport schon vom ersten Schuljahr an eingeweiht werden.

Das Grundgesetz der USA-Heerespolizei



BEREITS während der Rekrutenschule meldete ich mich zur Heerespolizei, der Truppengattung, der ich auch zu Hause angehört hatte. Ich wurde daraufhin in die HP-Schule nach Augusta aufgeboten. Augusta liegt in den Südstaaten, und zwar im Departement Georgia. Ich rollte also mit dem gleichen Auto, das ich mir bei meiner Ankunft in Amerika gekauft hatte, wieder dem Atlantik zu. Amerika verfährt mit seinen Soldaten ungemein großzügig. Für die Reise nach dem Süden und später wieder zurück erhielt ich für den gefahrenen Kilometer 5 Cents und außerdem 3 \$ Taggeld für meinen Unterhalt.

Die HP-Schule im Ausbildungslager Augusta dauerte zehn Wochen. Sie war eine ausgesprochene Spezialschule. Sie umfaßte so ziemlich alles, was ich bereits in der Schweiz gelernt hatte, aber es ging viel ungezwungener, freier, kameradschaftlicher zu. Das Militärleben ist hier viel mehr mit dem Zivilleben verbunden als bei uns. Man muß sich nur vorstellen, was es bei uns für einen Skandal absetzen würde, wenn beispielsweise ein Soldat beim Kommandanten um einen Armeecamion nachsuchen

würde, um mit einigen Kameraden zusammen 25 km weit zum Fischen oder Jagen zu fahren. Nun, in der Schweiz wäre das eben schon aus rein finanziellen Gründen nicht möglich.

Der Grundgedanke der Schule, der uns täglich mindestens siebzehnmal eingepaukt wurde, war, daß die Heerespolizei in erster Linie dazu da ist, den Mitmenschen und den Kameraden, mit denen man zu tun bekommt, zu helfen, diese nicht zu schikanieren, mit ihnen anständig zu sein und sie menschlich und zuvorkommend zu behandeln.

Das theoretische Ausbildungsprogramm umfaßte unter anderem die Kenntnis der wichtigsten Bundesgesetze, der Militärgesetze, die Kenntnis des Strafvollzugs usw. Die praktische Ausbildung bestand in der Waffenkenntnis, in der Handhabung aller automatischen Handfeuerwaffen, in der Beherrschung des Fingerabdruckverfahrens, in Tatbestandsaufnahmen und in der Behandlung von Unfällen und Leistung der ersten Hilfe.

Nach der Schule blieb ich als Heerespolizist in Augusta stationiert. Eine unserer Hauptaufgaben bestand darin, keine unberufenen Personen in das Lager zu lassen. Das war nicht so einfach. Das Trainings-Country von Augusta ist ungeheuer groß und umfaßt jegliche Geländeart. Es kann mit schweizerischen Waffenplätzen auch nicht annähernd verglichen werden. Wir mußten auf Dienstreisen mit unsern Motorrädern im Tag oft an die 300 km zurücklegen.

Nach einer gewissen Zeit wurde ich zum Gefreiten befördert. Die USA-Army umfaßt in den untern Graden einige Ränge mehr als bei uns. So gibt es zwei Gefreiten- und zwei Wachtmeisterränge. Die Gefreitenabzeichen erhält man fast automatisch. Um Korporal zu werden, muß man eine Prüfung ablegen, aber diese ist nicht sehr schwer. Eine eigentliche Unteroffiziersschule wie bei uns kennt man in den USA bis zu diesem Grade nicht.

Auf Grund meiner Sprachkenntnisse, Englisch, Deutsch, Schwedisch, Französisch, Spanisch, hatte ich gehofft, nach meiner Ausbildungszeit irgendwo in die Besatzungszone nach Europa versetzt zu werden. Meine Prüfungstests sind aber wohl irgendwo stecken geblieben; denn eines Tages hieß es: «Sie kommen nach Japan.» Anfänglich war ich enttäuscht. Aber schließlich hatte Japan für mich den Reiz,

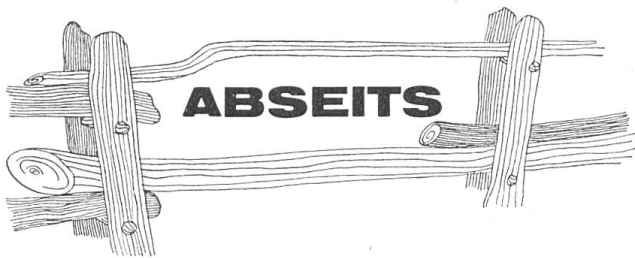
den alles Unbekannte ausübt. So traf ich denn rund ein Jahr vor Ausbruch des Koreakrieges in Tokio ein.

Das Schmuggelschiff

DER Dienst in Japan stellte an uns von der Heerespolizei keine außerordentlichen Anforderungen. Mit den Japanern kamen wir gut aus. Die Vorschriften über unser Verhalten den Japanern gegenüber waren und sind heute noch sehr streng. Vergehen gegen diese Vor-

schriften werden ungemein hart geahndet. So wurde zum Beispiel ein amerikanischer Soldat, der einem Japaner eine Ohrfeige versetzt hatte, zu 6 Monaten Gefängnis verurteilt. Obschon die Behandlung der Japaner durch die Amerikaner anerkannt gut war, konnte der Besetzungsmacht gegenüber überall eine kalte Ablehnung herausgeföhlt werden. Die Restaurants, in denen wir verkehren durften, waren uns vorgeschrieben.

In den entstandenen Armeesiedlungen hausten ein Oberst und andere hohe Offiziere friedlich neben gewöhnlichen Soldaten. Alle ver-



Hinweise auf wenig beachtete bauliche Einzelheiten.

Von Architekt A. Baeschlin, Schaffhausen

DER LANDSTRASSE



Chandolin (Wallis).

In dieser hochgelegenen Gemeinde des Eifischtales bin ich dieser seltsamen, fast prähistorischen Mühle begegnet. Die Mühlsteine sind auf das horizontal gelegene Wasserrad montiert mit einer ganz primitiven Schüttelvorrichtung.

Da musste ich lachen . . .

Ich traf auf dem Weg ins Kino mit einer Freundin zusammen und lud sie ein, mitzukommen. « Einverstanden », sagte sie, « aber in diesem Falle sollte ich zuerst noch meinen Hausschlüssel holen. »

Als wir vor das Haus kamen, schaute die Zimmervermieterin zum Fenster hinaus. « Frau Keller, werfen Sie mir bitte den Hausschlüssel hinunter, ich komme heute spät heim », rief ihr mein Freundin zu.

Bald erschien die Logisfrau wieder im Fenster. Sie hatte den Schlüssel in einen leeren Papiersack gesteckt, gebot Achtung und warf das Päckchen auf die Straße.

Im gleichen Augenblick, als der Schlüssel auf den Boden patschte, kam ein Hund dahergelaufen. Er packte, offenbar in der Meinung, es habe ihm jemand einen Knochen zugeworfen, das Päckchen und rannte davon. Wir hinter ihm her. Es ging durch Gassen und Winkel. Der verfolgte Hund kam gar nicht dazu, seinen vermeintlichen Knochen zu versuchen. Uns jedoch ging der Schnauf eher aus als dem Hund. Wir mußten vor lauter Lachen die Jagd aufgeben.

Ed. H., Bern

heirateten Angehörigen der USA-Besetzungstruppen haben das Recht, nach einer gewissen Zeit ihre Familien kommen zu lassen.

Der tägliche Dienst bestand in Wachen, Kontrollen, Begleitungen, Verkehrsregelung und ähnlichen Verrichtungen. Aufregende Aufgaben stellte uns hauptsächlich der Schwarzhandel. Außer kriegswichtigem Material und Rauschgift durfte damals mit dem kommunistischen China noch alles gehandelt werden. Trotz Gegenmaßnahmen lief aber der Schmuggel mit Kriegsmaterial auf vollen Touren.

Eines Tages war ein chinesischer Dampfer in Jokohama eingelaufen, der unter dem Verdacht stand, Schmuggelware geladen zu haben. In aller Stille wurde eine Durchsuchung angeordnet. Um die Schiffsbesatzung nicht vorzeitig zu warnen, waren die Mannschaften nicht aus Jokohama, sondern aus Tokio angefordert worden. So starteten wir an jenem Morgen in aller Stille gegen den Hafen und gelangten unbemerkt zum Quai. Inzwischen hatte die Marine bereits den Hafen von der Seeseite her abgeriegelt. Darauf wurde von uns der Dampfer schlagartig besetzt. Kapitän und Mannschaft waren so überrascht, daß sie kaum mehr an Widerstand dachten. Nur vereinzelte Chinesen setzten sich zur Wehr. Einige sprangen über Bord und versuchten ihr Heil schwimmend in der Flucht. Diese wurden aber von unsern Verbündeten von der Marine aufgefischt, so daß kein einziger entkam. Der Kapitän protestierte energisch gegen die Festnahme. Die Untersuchung des Schiffes zeigte jedoch bald, daß diese gerechtfertigt

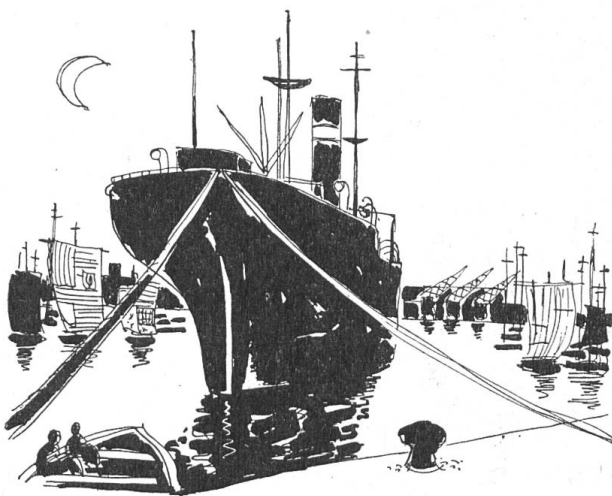


Photo: Hans Baumgartner

Kinder in Comano beim Spiel

war. Zentnerweise kamen Penicillin, Sanitätsmaterial und Rauschgift zum Vorschein. Unter den Schiffsplanken, in Warenballen, in Kehrichteimern, unter Abfällen, in Vasen, Kannen, Flaschen, Krügen, hinter Bildern, zwischen Aktenstücken, in Rauchabzügen, Ventilationsanlagen, kurz, überall, wo auch nur der kleinste Raum zur Verfügung stand, fanden wir todsicher etwas vor. Ich untersuchte mit Kameraden Kabinen. In einer brannte das elektrische Licht nicht. «Schraub einmal die Birne heraus», rief ein Kamerad. Diese schien im Licht der Taschenlaterne merkwürdig milchig, und tatsächlich war sie mit Rauschgift angefüllt. In den Kabinen mußten Matratzen, Kissen und Decken auseinandergetrennt werden, um die dort verborgenen Pakete, Säcke, Ampullen, Schachteln herausnehmen zu können. Auch hinter Spiegeln, in elektrischen Steckdosen und Leitungen kam Schmuggelware zum Vorschein. Auf diese Tatsachen hin wurde der Kapitän mitsamt seiner Mannschaft ins Gefängnis gesteckt und das Schiff von den Behörden kurzerhand verkauft.

In meiner Freizeit fuhr ich oft Ski. Andertthalb Stunden von Tokio entfernt befinden sich die Hänge des Fujiyama, ein Skigebiet, wie man es sich kaum idealer vorstellen kann. Ich habe dort festgestellt, daß die Japaner, die fast jeden Sport gründlicher betreiben als zum Beispiel wir in der Schweiz, auch als Skifahrer andern Nationen nicht nachstehen. Man wird mit ihnen auch im internationalen Sport als Konkurrenten wieder ernstlich rechnen müssen.

Als Soldaten war es uns gestattet, zu fischen und zu jagen, wo es uns gefiel. Flüsse und Meer weisen einen großen Fischreichtum auf. Auch die Jagd war in der Regel erfolgreich. Es finden sich dort so ziemlich dieselben Wildarten wie bei uns. Vor allem die Rehe sind zahlreich. Außerdem hat es in Japan noch wilde Bären. Kameraden von mir erlegten einmal einen solchen rund vier Autostunden nördlich von Tokio.

Erstaunt hat mich, daß die Geländebeschaffenheit um Tokio herum viel ähnlicher der in der Schweiz ist, als ich mir vorgestellt hatte.

Photo: Hans Baumgartner

Thurgauer Kinder beim Spiel in der Pause

Der Krieg in Korea bricht aus



ICH weiß nicht, ob es außerhalb des Eisernen Vorhangs wirklich Leute gibt, die glauben, daß die Amerikaner den Krieg in Korea provoziert hätten. Wer, wie ich, den Ausbruch des Koreakrieges in Tokio erlebt hat, der weiß, wie diese Behauptung der Wahrheit ins Gesicht schlägt. Für die Soldaten und Unteroffiziere der USA-Armee in Japan, die doch gewissermaßen vor den Toren Koreas standen, kam der Ausbruch des Koreakrieges als ein Blitz aus heiterem Himmel. Wie sich später herausstellte, hatte auch die Heeresleitung dort keineswegs den nächsten Kriegsausbruch erwartet. Die nötigen Maßnahmen wurden aber von unserm obersten Kommando mit solcher Umsicht getroffen, daß bald der erste Truppentransport nach dem Festland hinüber erfolgen konnte. In drei Tagen wurde eine Luftbrücke erstellt. Alles, was in Korea gebraucht wurde, aber auch wirklich der letzte Hosenknopf, ja selbst das Wasser mußte von Japan nach dem Festland geschafft werden. Dabei handelte es sich nicht nur um die Versorgung unserer Truppen, sondern auch um die von Hunderttausenden südkoreanischer Zivilflüchtlinge.

Ich hatte verschiedentlich auf dem Kriegsschauplatz zu tun. Meine Aufgabe bestand lediglich in der Begleitung von Transporten. Allerdings oft bis in die vordersten Linien und von dort zurück. So sah ich die Kämpfe aus nächster Nähe, ohne aktiv daran beteiligt zu sein. Die Zeit des langsamen Zurückweichens

und hartnäckigen Verteidigens jedes Quadratmeters Boden war schrecklich. Ein Eindruck aus dieser Zeit ist mir besonders unvergeßlich. Ich befand mich wieder mit einem Transport nördlich des unheilvollen 38. Breitengrades in den vordersten Linien vor einem gegen uns geneigten Abhang. Über diesen stürmten die Kommunisten. Nein, sie stürmten nicht, sie ergossen sich herab wie ein gewaltiger Strom von Ameisen. Es war ein einziges Gewimmel. Dutzende von Maschinengewehren hämmerten aus unsern Stellungen gleichzeitig in diese Masse hinein, bis die Rohre glühten. Gleichzeitig wurde die Erde von unsern Artillerieeinschlägen umgepflügt. Aber alles war umsonst. Je mehr Feuer unsere Maschinengewehre in die schwarze Masse hämmerten, um so unaufhaltsamer schien das Ameisenmeer hinter dem Hügel hervorzuströmen. Die Haufen der Kommunisten wurden immer dichter, und immer wieder schlossen sich die Lücken. Von einem Nachlassen des Druckes von hinten war nichts zu spüren. Unsere MG-Schützen zielten längst nicht mehr. Es war überflüssig. Jede Kugel mußte todsicher treffen. Dennoch schob sich die schwarze Wand mit unheimlicher Wucht stetig unsern Linien zu. Das mußte auch den abgebrühtesten Frontkämpfer erschüttern und demoralisieren. Das Verhältnis war hier mindestens 1 zu 100 zu unsern Ungunsten.

Vielleicht können diese Zeilen eine leise Ahnung davon geben, was die USA-Soldaten in der ersten Zeit des Koreakrieges geleistet haben. Aber wer es nicht, wie ich, selbst erlebte und mit eigenen Augen sah, für den bleibt diese Leistung unvorstellbar. Tagelang blieben die Truppen ohne Schlaf und ohne Ruhe. Trotzdem geschah das Wunder, daß unsere Leute nur schrittweise vor der ungeheuren Übermacht wichen und die Front standhielt.

Während dieser Kämpfe hatte ich auch Gelegenheit, den Gegner etwas näher zu beobachten. Einen großen Eindruck machte mir die Präzision der kommunistischen Minenwerfer. Sie trafen mit einer geradezu unheimlichen Sicherheit ihr Ziel.

Der Krieg hinter der Front

HINTER der Front stand es zeitweilig noch schlimmer als im Kampfgebiet selbst. Besonders niederschmetternd wirkte auf mich das

Flüchtlingschaos. Keine Nahrung war da, keine Kleider, keine Aufenthaltsräume, keine Transportmittel, keine Spitäler, keine Ärzte. Die Zivilbevölkerung verhungerte zu Tausenden, ja zu Hunderttausenden. Und da der Kriegsausbruch für die Amerikaner so völlig



unvorhergesehen erfolgte, war nichts vorbereitet und am Anfang nichts vorhanden, was zur Linderung der fürchterlichen Not hätte dienen können.

Die Kommunisten taten alles, um die Not zu vergrößern. Sie hatten das Flüchtlingsheer mit Partisanen durchsetzt, welche die hinter der Front bestehende Unordnung noch vergrößern sollten. Sie rissen Bahngleise auf, sie sprengten Brücken, sie zündeten Lager und Häuser an. Soldaten und Offiziere unserer Armee wurden hinterrücks erschossen. Eine Besserung trat erst ein, als man dazu überging, alle Flüchtlinge systematisch zu durchsuchen. Auf einem Transport erlebte ich einmal an einer Sammelstelle die Untersuchung einer Flüchtlingskolonne. Der Erfolg verblüffte mich fast so sehr wie damals auf dem Schmuggelschiff. Nicht nur Männer trugen versteckte Waffen auf sich, sondern auch Frauen. Selbst Kindern, in kaum schulpflichtigem Alter, hatte man irgendein Mordinstrument mitgegeben, um einen «Reaktionär» umzubringen. Vor meinen Augen fand man bei Kindern Waffen vom Küchenschnitzer bis zum gefährlichen Krummdolch und vom vorsintflutlichen Revolver bis zur Handgranate. Unsere Soldaten mußten ihre anfängliche Ansicht, daß diese Knirpse bloß als Träger und Verstecke für solche Mordinstrumente mißbraucht worden seien, bald aufgeben. Denn

tatsächlich kamen Mordanschläge auf unsere Leute durch diese Kinder vor. Ich war selbst dabei, als einmal einem Buben eine Handgranate weggenommen werden sollte. Das verhetzte Kind gebärdete sich wie ein Raubtier. Es biß, kratzte und schlug wie wild um sich, um mit allen Mitteln wieder in den Besitz der Handgranate zu kommen. Auch bei einer alten Großmutter wurde damals, in eine Schürze eingewickelt, eine scharfe Minenwerfergranate vorgefunden.

Nach der Untersuchung lag ein Haufe Waffen aller Art, Munition und Sprengstoff beisammen, der genügt hätte, um eine Kompanie kampffähig auszurüsten.

Die koreanischen Bahnen konnten den gewaltigen Anforderungen des Krieges in keiner Weise genügen. Die Fahrten auf diesen boten für mich jeweils eine Reihe nervenaufreibender Abenteuer. Unfreiwillige Zwischenhalte auf offener Strecke, verursacht durch Attentate von Partisanen und durch Fliegerangriffe, waren an der Tagesordnung. Man mußte ständig gewärtig sein, daß die Geleise unterminiert waren und einem der Wagen unter den Füßen in die Luft flog. Es wurden deshalb bald jedem Zug zwei leere Wagen vorgeschoben.

Das größte Hindernis für den Eisenbahnverkehr und für den Verkehr auf den Straßen bildeten die Flüchtlinge. Sie belagerten zu Hunderten und Tausenden tage- und nächtelang die Schienenstränge und die Straßen, um irgendeine Fahrgelegenheit nach dem Süden zu ergattern. Bei Ankunft der Züge wurden die Wagen regelrecht erstürmt. Sie kletterten auf die Wagendächer, auf die Puffer, auf die Radachsen oder klammerten sich verzweifelt an irgendeinem Vorsprung des Wagens fest und fielen, sobald sich der Zug in Bewegung setzte, wie reife Früchte hinunter. Auf den Stationen gab es regelrechte Schlachten unter

den Flüchtlingen. Viele wurden zertrampelt. Das Schrecklichste war das Elend der Kinder. Die meisten Frauen trugen Kleinkinder mit sich, oft genug Säuglinge. Einmal mußte ich untätig zusehen, wie einer Mutter, die sich zwischen den Puffern angeklammert hatte, ihr Kleinkind entfiel. Die Mutter fiel beim Versuch, es zu halten, ebenfalls hinunter. Beide wurden von den Rädern zermalmt.

Helfen — ja, das hätte jeder von uns gerne getan. Von den Amerikanern wurde das Menschenmögliche geleistet. Aber was auch geschah, war nur ein Tropfen auf einen heißen Stein.

* * *

Jeder Soldat der amerikanischen Armee hat pro Jahr das Anrecht auf eine bestimmte Urlaubszeit. Ich hatte mir meinen Urlaub drei Jahre lang zusammengespart, um diesen in meiner Heimat verbringen zu können. So kam es denn, daß ich im Herbst 1951 drei Monate auf Urlaub fahren konnte. Amerika, großzügig, wie es mit seinen Soldaten ist, stellte mir unentgeltlich eine Flugkarte nach der Schweiz und zurück zur Verfügung. Der Heimflug erfolgte über die Südsee nach Kalifornien und dann über den nordamerikanischen Kontinent und den Atlantischen Ozean nach Europa. Er dauerte vier Tage. Kurz vor Weihnachten mußte ich den Rückflug nach Tokio antreten. Diesmal mit einer schwedischen Maschine von Dübendorf aus über Italien, das Mittelmeer, Arabien, Indien und Malakka in zusammen zwei Tagen.

Ich habe mich für keine bestimmte Zeit bei der US Army verpflichtet. Ich hoffe, wie alle meine Kameraden, daß der unheilvolle Krieg bald einmal ein Ende nehmen wird und wir uns wieder unsern Zivilberufen zuwenden können.